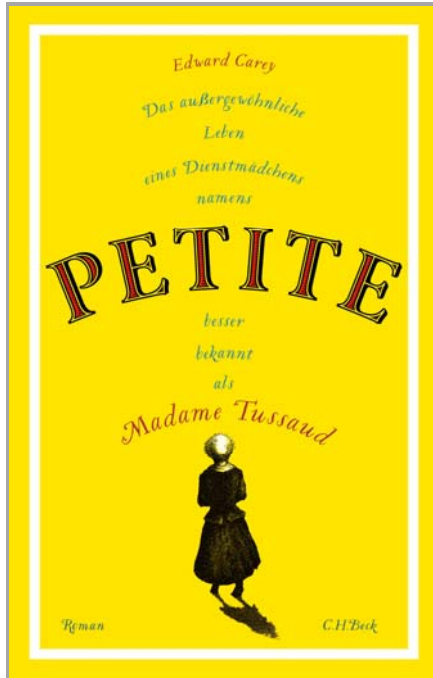


Unverkäufliche Leseprobe



**Edward Carey**  
**Das außergewöhnliche Leben eines  
Dienstmädchens namens PETITE, besser  
bekannt als Madame Tussaud**

2019. 492 S., mit zahlreichen Illustrationen  
ISBN 978-3-406-73948-4

Weitere Informationen finden Sie hier:  
<https://www.chbeck.de/27668915>

© Verlag C.H.Beck oHG, München

*Das außergewöhnliche Leben und die historischen  
Abenteuer eines Dienstmädchens namens*

PETITE,

*besser bekannt als Madame Tussaud,*

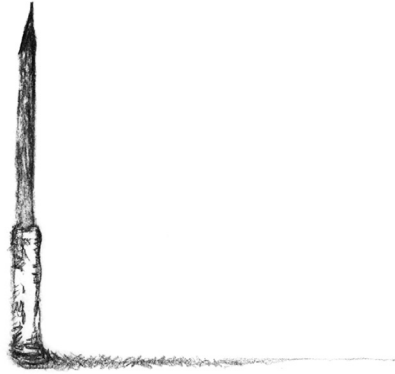
*darinselbst enthalten Reisen auf drei Kontinenten, verlorene Kinder, verlorene Eltern, Affengeister, Schneiderpuppen, Holzpuppen, künstliche Hausbewohner, ein König, zwei Prinzessinnen, sieben Ärzte, ein Mann, welcher ganz Paris durchwanderte, ein Mann, welcher eine Schneiderpuppe war und dessen Mutter eine Mogulin, ein Mann, welcher Mörder, bedeutende Philosophen, Helden und Monster sammelte, mehrere Häuser, jedes größer als das vorige, Fortschritt, Rückschritt, eine große Familie, Szenen von historischer Bedeutung, berühmte Menschen, gewöhnliche Menschen, Liebe, Hass, Massaker an Unschuldigen, Morde, mit eigenen Augen gesehen, Leiber, in mehrere Teile zerlegt, Blut in den Straßen, Elend, Gefängnisse, der Verlust von allem, was lieb und teuer ist, mehrere Ehen, festgehaltene und zurückgehaltene Erinnerungen, tagtägliche Katastrophen, eine eigene Geschichte.*

*Niedergeschrieben  
von ihr selbst.*



SOWIE:

*Kraft ihrer eigenen Hand angefertigte Zeichnungen.  
In Graft, Kohle und schwarzer Kreide.*



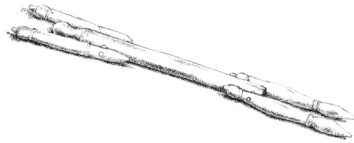
*Eine getreue Abbildung ihres Zeichenstifts*

# *Vorrede*

1761-1767

EIN KLEINES DORF

*Vom Zeitpunkte meiner Geburt bis zu  
meinem siebenten Lebensjahre.*



## KAPITEL EINS

---

---

### *In welchem ich geboren werde und meine Mutter und meinen Vater beschreibe.*

Im selben Jahre, als der fünfjährige Wolfgang Amadeus Mozart sein Menuett für Cembalo komponierte, dem Jahre, als die Briten den Franzosen in Indien Pondicherry entrissen, im selben Jahre, als erstmals die Melodie des Liedes *Morgen kommt der Weihnachtsmann* veröffentlicht wurde; während also in ebenjenem Jahre, man könnte auch sagen, dem Jahre 1761, in der Stadt Paris die feinen Herrschaften in den Salons von Ungeheuern in Königsschlössern erzählten, von Männern mit blauen Bärten und Prinzessinnen, die hundert Jahre schliefen, von gestiefelten Katern und gläsernen Schuhen und von kleinen Mädchen mit roter Kappe und vom bösen Wolf; und während sich die Herrschaften in der Stadt London in ihren Klubs über die Krönung König Georgs III. und seiner Gattin Charlotte unterhielten – während also all dies geschah, kam viele Meilen entfernt in einem kleinen Dorfe im Elsass in Anwesenheit einer rotwangigen Hebamme, zweier Landmägde und einer verängstigten Mutter ein Säugling zur Welt, der selbst für ein Neugeborenes recht zierlich war.

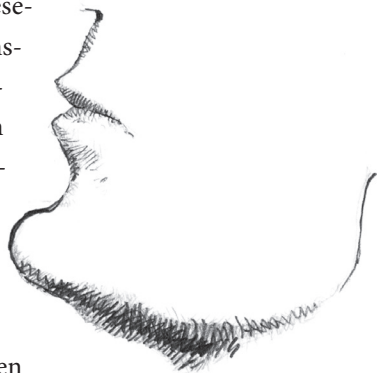
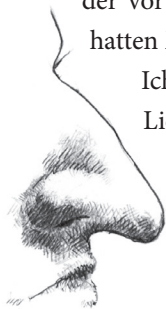
Anna Maria Grosholtz war der Name, den man dem in aller Eile getauften Kinde gab, doch später sollte man mich einfach nur Marie rufen. Ich war anfangs nicht viel größer als die kleinen Hände meiner Mutter aneinandergelegt, und niemand glaubte, dass ich lange leben würde. Dennoch überstand ich meine erste Nacht, und allen düsteren Prophezeiungen zum Trotze fuhr ich auch nach einer Woche noch fort, zu atmen. Den ganzen ersten Monat meines Lebens hindurch schlug mein Herz ohne Unterlass weiter. Das bockige, winzige Ding.

Meine einsame Mutter zählte bei meiner Geburt achtzehn Jahre. Sie

war eine kleine Frau, knapp fünf Fuß hoch, und die Tochter eines Priesters. Dieser Priester, mein Großvater, durch Pocken zum Witwer geworden, war ein recht strenger Mann gewesen, ein Dämon im schwarzen Gewande, der seine Tochter niemals aus den Augen ließ. Nach seinem Tode veränderte sich das Leben meiner Mutter. Sie traf sich mit anderen Menschen, Leute aus dem Dorfe besuchten sie, und einer davon war Soldat. Dieser Soldat, ein Junggeselle, etwas älter, als ein Junggeselle sein sollte, war von düsterem Gemüte, allzu schreckliche Dinge hatte er gesehen, allzu viele Kameraden hatte er verloren. Er mochte Mutter sehr und fand, so seltsam es klingt, sie könnten zusammen glücklich sein, wenn sie zusammen traurig wären. Ihr Name war Anna Maria Waltner. Sein Name war Joseph Georg Grosholtz. Sie heirateten. Meine Mutter und mein Vater. Da war Liebe, und da war Freude.

Meine Mutter hatte eine große Nase, wie die alten Römer sie besaßen. Mein Vater, so erzählte man mir, besaß ein ausgeprägtes Kinn, das ein wenig nach oben wies. Dieses Kinn und diese Nase schienen gut ineinanderzupassen. Nach einer Weile war Vaters Heimaturlaub jedoch wieder vorüber, und er kehrte zurück in den Krieg. Drei Wochen hatten Mutters Nase und Vaters Kinn einander gekannt.

Ich kam aus Liebe zur Welt. Mein Gesicht kündete von der Liebe, die mein Vater und meine Mutter füreinander empfunden hatten: Ich wurde mit der Nase der Waltners und dem Kinn der Grosholtzens geboren. Jedes dieser Merkmale war für sich gesehen schon bemerkenswert und gab den Gesichtern beider Familien ein ganz eigenes Gepräge; zusammengenommen war das Ergebnis weniger schön – es war, als stellte ich mehr Fleisch zur Schau, als es mir geziemte. Kinder wachsen, wie sie wollen. Manche tun sich durch einen



besonders üppigen Haarschopf hervor oder bekommen schon früh ihre Zähnnchen; andere haben Sommersprossen, wieder andere kommen so blass auf die Welt, dass ihre schneeweiße Nacktheit für alle, die ihrer Zeuge werden, ein Schock ist. Ich für meinen Teil naste und kinnte mich auf die Welt. Natürlich war mir nicht bewusst, welch außergewöhnliche Leiber ich einst kennenlernen, in welch gewaltigen Häusern ich wohnen, inmitten welch blutiger Ereignisse ich mich wiederfinden würde; und doch, so scheint mir, hatten meine Nase und mein Kinn bereits eine Ahnung von all dem. Nase und Kinn, eine Rüstung fürs Leben. Nase und Kinn, meine Begleiter. Gleich zu Anfang war sie da, und sie sollte mich immer begleiten: die Liebe.

Da Mädchen wie ich nicht die Schule besuchten, gab meine Mutter mir Unterricht, und sie lehrte mich durch Gott. Die Bibel war meine Grundlage für alles. Ansonsten brachte ich Knüppelholz ins Haus, suchte im Walde nach Kienspänen, spülte Teller und wusch Kleider, schnitt Gemüse, holte Fleisch. Ich fegte. Ich putzte. Ich schlepte. Ich hatte immer zu tun. Mutter lehrte mich, geschäftig zu sein. Wenn meine Mutter zu tun hatte, war sie glücklich; wenn sie innehielt, kam die Unsicherheit, die sich nur durch eine neue Aufgabe zerstreuen ließ. Mutter war ständig in Bewegung, und Bewegung stand ihr gut.

«Schau dich um, was du tun kannst», sagte sie. «Irgendetwas findest du immer. Eines Tages kehrt dein Vater zurück, und dann sieht er, was für ein gutes und nützliches Kind du bist.»

«Danke, Mutter. Ich werde mich nützlich machen, ja, das möchte ich.»

«Was für ein Geschöpf du bist!»

«Bin ich das? Ein Geschöpf?»

«Ja, du bist mein kleines Geschöpf.»

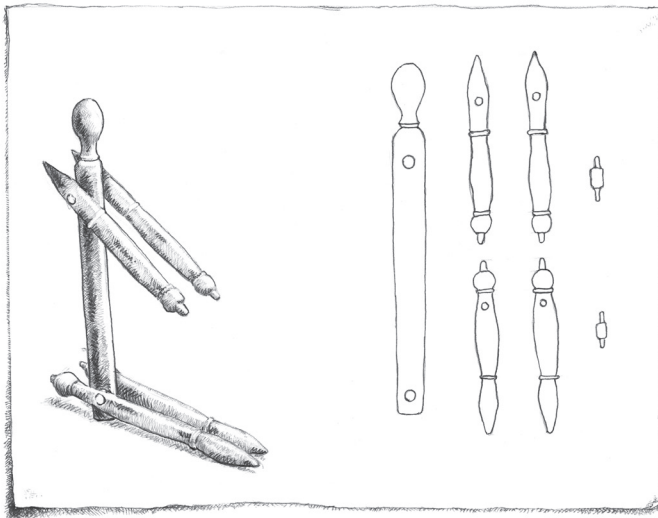
Mutter bürstete mir mit Nachdruck das Haar. Manchmal berührte sie meine Wange oder tätschelte meine Haube. Wahrscheinlich fanden andere Leute sie nicht besonders hübsch, aber für mich war sie das. Direkt unter einem Augenlide hatte sie ein kleines



Muttermal. Ich wünschte, ich könnte mich an ihr Lächeln erinnern. Ich weiß genau, sie hatte eines.

Im Alter von fünf Jahren war ich so groß wie der Hund im Hause der Nachbarn. Später war mein Kopf auf der Höhe der Türklinken, die ich so gerne rieb. Noch später, und weiter wuchs ich nicht, reichte ich den meisten Menschen bis zum Herzen. Wenn die Frauen im Dorfe mich sahen, murmelten sie manchmal: «Du wirst es schwer haben, einen Mann zu finden», und sie gaben mir einen Kuss.

An meinem fünften Geburtstage schenkte mir meine liebe Mutter eine Puppe. Ich nannte sie Marta, nach mir selbst. Ich kannte ihren kleinen Leib, der ungefähr ein Sechstel des meinen maß, ganz genau; jeden Zoll von ihr lernte ich kennen, während ich sie bewegte, manchmal grob, manchmal ganz zärtlich. Als sie zu mir kam, war sie nackt und besaß kein Gesicht. Sie bestand aus sieben hölzernen Gliedern, die sich auf eine ganz bestimmte Art und Weise zusammenbauen ließen, sodass etwas entstand, das der Gestalt eines Menschen zumindest ein wenig ähnelte. Marta war mit Ausnahme meiner Mutter meine erste innige Verbindung zur Welt; nie war ich ohne sie. Wir waren glücklich zusammen, Mutter, Marta und ich.





## KAPITEL ZWEI

---

---

### *Familie Grosholtz.*

Vater war in meinen ersten Lebensjahren nie da. Das Heer fand immer neue Ausreden, seinen nächsten Heimaturlaub zu verschieben. Was sollte Vater dagegen tun? Die armen Samen der Pusteblume landen stets dort, wohin der Wind sie bläst. Er fehlte uns, aber wir vergaßen seiner nicht. Manchmal saß Mutter auf dem Hocker am Kamin und erzählte mir von Vater. Dieses Wort zu sagen, bereitete mir große Freude: *Vater*. Manchmal, wenn Mutter fort war und es niemand sah, redete ich den Herd oder einen Stuhl oder eine Truhe oder einen der Bäume mit «Vater» an, und ich verbeugte mich vor ihnen oder umarmte sie, um für meines Vaters Heimkehr zu üben. Vater war überall im Dorfe. Vater war in der Kirche. Er war im Kuhstall. Vater war ein aufrechter Mann, sagte Mutter. Und das wäre er in unseren Gedanken sicherlich auch geblieben, wäre er nie wieder heimgekehrt.

Doch genau das tat er eines Tages. Mein wirklicher, leibhaftiger Vater war in den Ruhestand genötigt worden – und die Schuld daran trug nicht etwa eine Schlacht, denn in jenem Jahr fanden in Europa keine Schlachten statt, sondern die Fehlfunktion einer Kanone auf einer Parade. Das Geschütz war in der Schlacht bei Freiberg im Jahre 1762 beschädigt worden, und seine Reparatur muss recht erbärmlich gewesen sein, denn ein einziger Auftritt dieses fehlerhaften Geräts reichte aus, um mein Leben für immer zu verändern. Auf einer Sonntagsparade, ihrer letzten, wurde die Kanone zum Salut gezündet, doch irgendetwas blockierte das Geschützrohr, und so versprühte die Kanone in weitem Bogen Schwefel, Kohle, Salpeter und glühendes Metall. Vater stand innerhalb dieses weiten Bogens, und so durfte er endlich nach Hause.

Mutter war vor Sorge und Freude ganz außer sich. «Dein Vater kehrt heim zu uns! Und bald wird er wieder völlig gesund sein. Ich bin mir ganz sicher. Dein Vater, Marie!»

Doch der Mann, der in unser Haus zurückkehrte, wurde geschoben. Der Vater, der heimkam, war ein Vater im Rollstuhl. Vaters gelbe Augen waren feucht; sie schienen die Gattin, die vor ihm stand, gar nicht wiederzuerkennen; sie zeigten keine Regung, als die Gattin zitterte und zu stöhnen begann. Vaters Kopf zierte eine Glatze; das fehlerhafte Geschütz hatte ihm die Haut vom Kopfe gerissen. Vor allem aber fehlte diesem an den Rollstuhl gefesselten Häufchen Elend die Mandibula, der größte Knochen im Gesichte des Menschen, jener, den man für gewöhnlich als Unterkiefer bezeichnet.

Ich muss hier und jetzt ein Geständnis ablegen: Ich selbst hatte mir ausgemalt, dass mein Vater ein so markantes Kinn besessen hatte. Von wem sonst sollte ich dieses stolze, vorwitzige Ding haben? Ich hatte Vater nie zuvor gesehen. Doch gerade da ich ihn nicht zu sehen bekam, wünschte ich mir, er habe an mir eine Spur hinterlassen, damit ich Tag für Tag sicher sein könnte, dass ich sein war und er mein. All das ist lange, lange her, und außer mir sind die Akteure längst von der Bühne abgetreten; daher vermag ich nicht mit Sicherheit zu sagen, ob ich erst nach seiner Rückkehr, in einem Anfall der Sehnsucht vielleicht, verkündete, ich hätte mein Kinn von ihm, oder ob ich es schon vorher geglaubt hatte. Aber seine Abwesenheit war so auffällig, dass ich mich danach sehnte, ihn zu verstehen und mir ein vollkommeneres Bild von jenem Manne zu machen, der mein in Not geratener Vater war. Ich wollte ihn im Ganzen sehen und stellte mir vor, wie mein Gesicht das seine vervollständigte, denn was ich vor mir sah, war nur das Porträt eines unglücklichen, zugrunde gerichteten Mannes.

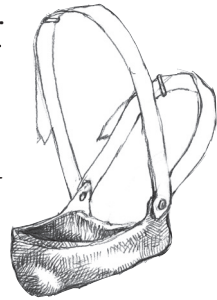
Gemeinsam mit der Ankunft meines Vaters war mir ein Hinweis auf meine eigene Zukunft erschienen. Ein kleines Fenster hatte sich geöffnet und einen Namen gerufen.

Dem Manne im Rollstuhl fehlte der Unterkiefer, doch an dessen Stelle war ein Stück Silberblech angebracht, das die Form des unteren Endes

eines recht durchschnittlichen Gesichtes aufwies. Da dieses Stück Silberblech nach einer Vorlage geformt war, darf man annehmen, dass Dutzende unglückliche Menschen ebenjenes silberne Kinn besaßen, das Vater nun sein Eigen nannte. Das Silberblech ließ sich abnehmen. Vater kam in zwei Teilen, die sich mit ein wenig Schmerz zusammenfügen ließen.

Mein armer Vater hatte keine Ahnung, wo er war. Er erkannte seine Gattin nicht wieder, und er begriff auch nicht, dass das kleine Mädchen, das ihn schweigend beobachtete, seine Tochter war.

Zur Unterstützung heuerte meine Mutter die Hebamme wieder an, eine liebevolle, kurzatmige Frau mit dicken Armen, die sich jeglichen Umständen anzupassen vermochte, die ihr ein paar Groschen einbrachten, und sie zog den Arzt aus dem nahen Dorfe, Doktor Sander, zurate. Zusammen richteten sie für Vater den kleinen Raum neben der Küche her, und nachdem er dort drinnen war, sollte er ihn nie wieder verlassen. Er lag den ganzen Tag nur da, schaute manchmal aus dem Fenster, manchmal an die Decke, aber ich glaube, er richtete nie seinen Blick auf etwas Bestimmtes. Ich saß Stunden um Stunden mit Vater zusammen, und wenn er nicht mit mir redete, hatte ich ein paar Worte für ihn, und ich stellte mir vor, was er mir alles erzählen wollte.



Nach Vaters Ankunft stieg Mutter die Treppe zu ihrem Schlafzimmer empor und schloss die Türe. Die Tage vergingen, und sie verbrachte immer mehr Zeit im Bett. Sie bewegte sich nicht mehr, und das war nicht gut für sie. Doktor Sander sagte, meine Mutter litte unter einem starken Schock und man müsse ihr helfen, allmählich wieder zu sich zu finden. Nach Vaters Ankunft veränderte sich ihr ganzer Leib; ihre Haut glänzte und wurde gelblich wie die einer Zwiebel. Sie roch auch anders als sonst. An einem Wintermorgen fand ich sie vor der Türe, spärlich bekleidet, auf der Erde liegen und weinen. Ich brachte sie zurück ins Bett.

Ich lief zwischen meinen Eltern hin und her, von Mutter im Obergeschoss zu Vater unten, und ich las beiden aus der Bibel vor. Mit dem kleinen Hocker, der Verlängerung meines Leibes, platzierte ich mich an ver-

schiedenen Standorten rund um Vaters Bett, je nachdem, was er gerade brauchte. Ich war auch dabei, wenn Vater gewaschen wurde. Die Hebamme war freundlich zu mir, manchmal presste sie mich ganz fest an sich, und in jenen Momenten war ich überrascht, wie groß Leiber sein können, und ich drückte mit aller Kraft zurück. Oft aßen wir zusammen; ich glaube, sie hat mir von ihrem Essen abgegeben. Wenn sie mit mir über Vater sprach, runzelte sie besorgt die Stirn; wenn sie über Mutter sprach, schüttelte sie den Kopf.

Eines Morgens, als ich an seinem Bette saß, starb Vater. Es war ein ganz kleiner Tod, ein sanfter, könnte man sagen. Ich beobachtete ihn dabei ganz genau. Er zitterte ein wenig, sein Atem rasselte kurz, und dann verließ er uns, ganz still und leise. Das letzte, kleine Geräusch war der Klang des letzten Grosholtz-Gedankens in seinem Grosholtz-Kopfe, der sich den Weg ins Freie bahnte. Ich saß noch immer an seiner Seite und hielt seine Hand, als die Hebamme hereinkam. Sie wusste sofort, dass Vater nicht mehr unter den Lebenden weilte. Sanft legte sie ihm seine Hand auf die Brust und die andere daneben, dann ergriff sie meine Hand und nahm mich mit zum Haus ihrer Tochter. Dort muss ich die Nacht verbracht haben.

Ein paar Tage später wurde Vater begraben. Aber der Vater in der Kiste, die wir mit Erde bewerfen sollten, war nicht vollständig. Doktor Sander hatte mir Vaters Silberblech gegeben, er sagte, es sei bares Geld wert. Es hatte durchaus ein wenig Gewicht, in etwa wie ein mit Wasser gefüllter Emaillebecher. Ich kam nicht umhin, mich zu fragen, ob Vater seine silberne Kinnlade vermissen würde, ich vermutete, dass er sie lieber behalten hätte. Am liebsten hätte ich ihn wieder ausgegraben und ihm das Kieferblech ins Grab geworfen. Wie um alles in der Welt sollte er denn so im Himmel sprechen? Aber als ich weiter darüber nachdachte, wurde mir klar: Dieses Blech war ja gar nicht wirklich Vaters Kinn. Es war nach dem Kinn eines anderen modelliert. Allein ich besaß sein wahres Kinn, und ich hatte es immer bei mir, ein Stück unterhalb von Mutters Nase.

Vater hinterließ seine Militäruniform, ein Kinn aus Silberblech, eine Halbweise und eine verarmte Witwe. Seine Militärrente reichte für uns

nicht zum Leben. Damit Mutter sich und mich ernähren konnte, musste sie Arbeit finden. Doktor Sander versprach, sich darum zu kümmern und seine Verbindungen in der Welt der Medizin zu nutzen. Er erfuhr von einem Arzt am Spitale von Bern namens Philipp Curtius, der Hilfe im Haushalt benötigte. Eine Stellung und eine Aufgabe, das würde, so Doktor Sander, meine Mutter gesund halten.

Mutter, deren ganzer Leib vom Unglücke gezeichnet war, setzte sich hin, um Doktor Curtius einen Brief zu schreiben. Doktor Curtius schrieb zurück. Als sein Antwortschreiben eintraf, kehrte die Bewegung in meine Mutter zurück – mehr denn je, als habe sie schreckliche Angst davor, jemals wieder stillzusitzen.

«Ein gebildeter Herr, Marie!», rief sie, die Augen weit aufgerissen. «In der Stadt, Marie, ein Arzt in der Stadt! Schluss mit den engen, dunklen Zimmern auf dem Lande. Hohe Räume voll Licht und Luft warten auf uns. Mein Vater, dein Großvater, hat immer gesagt, wir hätten etwas Besseres verdient. Oh, die Stadt! Curtius in der Stadt!» Nicht viel später, irgendwann im Jahre 1767, befanden wir uns auf einem Karren auf dem Wege in die Stadt Bern. Ich saß neben Mutter. In einer Hand hielt ich einen Zipfel ihres Kleides, in der anderen Vaters Kinnlade, in meiner Schoßtasche steckte Marta. Die Familie Grosholtz war unterwegs. Knarrend und ratternd verließ der Karren das Dorf meiner Geburt. Weg von den Schweineställen, der Kirche und dem Grab des Vaters.

Wir sollten nie mehr zurückkehren.

# *Erstes Buch*

1767-1769

EINE STRASSE, DIE NUR  
EINE RICHTUNG KENNT

*Bis zu meinem neunten Lebensjahre.*



## KAPITEL DREI

---

---

*In welchem meine Mutter und ich vielerlei wunderbare Dinge sehen, einige davon in Vitrinen aus Palisander, und ich das zweite Mal einem Tod beiwohne.*

In Bern besteht die Nacht aus düster aufragenden Gebäuden, engen, unbeleuchteten Straßen, durch die Schattenwesen schleichen. Zum Glück tauchte schließlich das Berner Spital auf, das die umliegenden Straßen überragte. Man setzte uns vor dem Spital ab, unseren einzigen Koffer, ein Erbstück von meinem Großvater, dem Priester, stellte man neben uns aufs Pflaster. Der Karren ratterte davon, er sehnte sich nach dem Lande.

Am Spital von Bern befand sich mittig ein großes, schwarzes Tor, das breit genug war, zwei Kutschen gleichzeitig passieren zu lassen, der Mund eines gewaltigen Titanen, der Patienten verschluckte und seinem riesigen, mysteriösen Inneren zuführte. Diesem schwarzen Tore näherten Mutter und ich uns nun. Da hing eine Glocke. Mutter läutete sie. Der Lärm hallte auf dem leeren Platz vor dem Spital wider. Irgendwo ganz in der Nähe hörte man jemanden husten und spucken. Ein kleines Holzquadrat im Tore tat sich auf. Ein Kopf erschien; wir konnten ihn kaum sehen.

«Nein, danke», sagte der Kopf.

«Wenn Ihr bitte –», sagte Mutter.

«Komm morgen wieder.»

«Bitte, ich möchte zu Doktor Curtius. Er erwartet mich.»

«Wer?»

«Doktor Curtius. Wir sollen bei ihm wohnen, meine Tochter und ich.»

«Curtius? Curtius ist tot. Vor fünf Jahren gestorben.»

«Ich habe diesen Brief von ihm erhalten», sagte Mutter beharrlich, «erst vor einer Woche.»

Eine Hand streckte sich durch die Öffnung und nahm den Brief entgegen; die Luke wurde wieder geschlossen. Ganz leise hörte man dahinter mehrere Stimmen, bevor sich die Luke wieder öffnete und erneut der Kopf erschien.

«Der Curtius! Der *andere* Curtius. Nach *dem* Curtius hat noch nie einer gefragt. Er wohnt auch gar nicht hier im Hause, sondern in der Welslerstraße. Du weißt nicht, wo das ist? Wohl vom Lande, was? Ernst kann euch hinführen.»

Wir hörten eine andere Stimme hinter dem Tore, und der Kopf antwortete: «Doch, das wirst du, Ernst – jawohl, du tust, was ich dir sage. Ernst führt euch hin. Geht um die Ecke. Da findet ihr einen Seiteneingang. Im Seiteneingang winkt eine Laterne. Unter der winkenden Laterne findet ihr Ernst.»

Die Luke wurde wieder geschlossen, und Ernst kam heraus, um uns zu begrüßen. Er trug die schwarze Uniform der Spitalpförtner. Ernst hatte eine Nase, die eine andere Richtung einschlug als sein Gesicht: Seine Nase wies nach hier, sein Gesicht nach dort. Offenbar hatte er trotz seiner jungen Jahre manchen Kampf überstanden. «Curtius?», fragte Ernst.

«Doktor Curtius», sagte Mutter.

«Curtius», sagte Ernst noch einmal, und wir gingen.



Nur fünf Minuten vom Spital entfernt lag eine kleine, schmutzige Straße. Das war die Welslerstraße. Als ich sie in jener Nacht entlanglief, glaubte



ich, die Häuser murmeln zu hören: *Bleib nicht stehen! Geh weiter! Uns aus den Augen!* Schließlich blieb Ernst vor einem Haus stehen, das schmaler und kleiner war als die übrigen, von seinen größeren Nachbarn drangsaliert, hilflos und vernachlässigt.

«Das Haus von Curtius», sagte Ernst.

«Das hier?», fragte Mutter.

«Ganz recht», bestätigte Ernst. «Ich kam selbst einmal her. Einmal und nie wieder! Was drin ist, sage ich nicht, nur eines: Mir gefiel es nicht. Nein, Curtius ist nichts für mich. Du wirst mir verzeihen, wenn ich gehe, bevor du anklopfst.»

Und dann gingen Ernst und seine widerspenstige Nase, schnelleren Schrittes als zuvor, und das Licht nahmen sie mit.

Wir stellten unseren Koffer ab. Mutter setzte sich darauf und schaute auf die Türe, als fände sie es vollkommen in Ordnung, dass sie geschlossen war. Und so trat ich schließlich vor und klopfte an, dreimal. Viermal.

Endlich öffnete sich die Türe. Aber niemand trat in die Nacht hinaus. Die Tür stand offen, doch keiner kam uns entgegen. Ich wartete eine Weile mit Mutter, bis ich sie an der Hand zog und sie endlich aufstand und wir mit unserem Koffer eintraten.

Mutter schloss leise die Türe hinter uns; ich ergriff eine gute Handvoll ihres Kleides. Wir sahen uns im Schatten um. Plötzlich keuchte Mutter. Dort drüben! Da lauerte jemand im Eck! Es war ein sehr dünner, langer Mann. So dünn, er schien kurz vorm Verhungern! So lang, sein Kopf berührte fast die Decke! Ein blasses, gespenstisches Gesicht; das karge Kerzenlicht im Raume erhellte es flackernd, zeigte anstelle von Wangen Vertiefungen, offenbarte feuchte Augen und kurze Strähnen dunklen, fettigen Haars. Wir standen neben unserem Koffer, als wollten wir ihn beschützen.

«Ich möchte zu Doktor Curtius», erklärte Mutter.

Es gab eine lange Stille, und in diese Stille hinein nickte der Kopf, kaum merklich.

«Ich möchte bitte zu ihm», sagte sie.

Der Kopf gab ein leichtes Geräusch von sich. Möglicherweise ein «Ja».

«Darf ich zu ihm?»

Gedämpft, langsam, als sei es ein Zufall, vermeldete der Kopf: «Ich bin Curtius.»

«Ich bin Anna Maria Grosholtz», sagte Mutter und versuchte, sich nichts anmerken zu lassen.

«Ja», sagte der Mann.

Damit waren die Vorstellungen vorbei, es folgte eine weitere Stille.

Endlich sprach der Mann in der Ecke, ganz langsam: «Ich ... Ihr seht, ich ... ich bin es nicht gewohnt, Leute um mich zu haben. Ich hatte in letzter Zeit nicht viel Gelegenheit dazu. Mir fehlt die ... Übung. Und man muss immer Leute um sich haben, man muss Leute haben, mit denen man reden kann ... Oder man vergisst womöglich, versteht Ihr, wie sie ... sind. Und was man eigentlich mit ihnen soll. Aber das wird sich nun ändern. Mit Euch im Hause. Nicht wahr?»

Es folgte eine längere Stille.

«Soll ich Euch, wenn Ihr mögt – soll ich Euch jetzt das Haus zeigen?»

Mutter sah ganz unglücklich aus, doch sie nickte.

«Ja, natürlich möchtet Ihr das Haus sehen. Ich bin so froh, dass Ihr da seid. Herzlich willkommen. Ich wollte das eigentlich vorhin schon sagen: Willkommen. Ich wollte das eigentlich sagen, als Ihr eintraft. Ich hatte mir das Wort zurechtgelegt, ich hatte den ganzen Tag daran gedacht. Aber dann, ach, habe ich es wieder vergessen. Ich bin es nicht gewohnt ... versteht Ihr, nicht *gewohnt*», sagte der Arzt und löste sich langsam aus seiner Ecke. Er schien aus Holzstäben zu bestehen, aus Besenstielen, lang und dünn, und nun entfaltete er sich zu seiner ganzen Länge, als sei er eine Spinne. Wir folgten ihm und hielten Abstand.

«Oben gibt es eine Kammer nur für Euch», sagte Curtius und deutete mit der Kerze die Treppe hinauf, «nur für Euch allein. Ich werde niemals dort hinaufgehen. Ich hoffe, es gefällt Euch hier.» Dann, mit festerer Stimme: «Bitte, bitte, hier entlang.»

Im Korridor öffnete Doktor Curtius eine Tür, und wir betraten einen kleinen Gang. Am Ende befand sich eine weitere Tür. Unter der Schwelle sah man einen Lichtschein. Sicherlich war der Doktor gerade dort ge-

wesen, als ich angeklopft hatte. «In diesem Zimmer», sagte Curtius, «arbeite ich.»

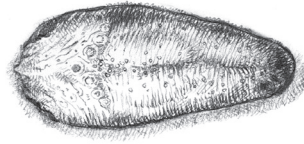
Curtius blieb davor stehen, wandte uns seinen langen, schmalen Rücken zu. Er machte eine Pause, richtete sich dann so weit auf, wie er konnte, und sprach, langsam und betont: «Bitte tretet ein.»

Zehn, wenn nicht mehr, beschirmte Kerzen brannten im Raum, erleuchteten ihn ganz wunderbar und offenbarten eine Kammer, die so voller Dinge war, dass man erst gar nicht wusste, wie einem geschah. Lange Regale standen voll mit verkorkten Flaschen, in denen sich Farben in Pulverform befanden. Auf anderen, kürzeren Regalbrettern standen unterschiedliche, dickbauchigere Flaschen; jene hatten etwas überzeugendere Glasstopfen, was vielleicht auf die tödlichen Eigenschaften der klebrigen Flüssigkeiten hindeutete, die sie enthielten, schwarz oder braun oder transparent. Es gab Kisten voll mit etwas, das wie Menschenhaar aussah. Über die ganze Länge einer aufgebockten Tischplatte standen verschiedene Kupferkessel und mehrere Hundert kleine Modellierwerkzeuge, einige mit scharfen Spitzen, andere gekrümmt, einige winzig, nicht größer als eine Nadel, andere so groß wie ein Fleischerbeil. In der Mitte des Tisches, auf einem Holzbrett, lag ein bleiches, vertrocknendes Ding.

Es war zunächst schwierig, dieses Ding genau zu identifizieren. Ein Stück Fleisch? Vielleicht eine Hühnerbrust? Nein, das war es nicht, und doch hatte es etwas Vertrautes, etwas Alltägliches. Es *war* etwas ... und der Name dieses Etwas lag mir auf der Zunge. Und da durchfuhr es mich: Das war's – eine Zunge! Da lag eine Zunge, die aussah wie die eines Menschen, auf einem Tisch. Und ich fragte mich: Wenn es wirklich eine Zunge war, wie kam sie hierher und wo war der Mensch, der sie verloren hatte?

Außer Zungen gab es noch weitere Dinge in diesem Raum. Das Beeindruckendste im Atelier bemerkte ich erst jetzt: Vitrinen aus Palisander, deutlich beschriftet, die auf und ab liefen, links und rechts, sodass sie fast die ganze Wand bedeckten. Auf den Etiketten standen zahlreiche Wörter, die kunstvollen Buchstaben in bräunlicher Tinte geschrieben: *ossa, neurocranium, columnae vertebralis, articulatio sternoclavicularis, musculus tem-*

*poralis, bulbus oculi, nervus vagus, organa genitalia.* Neben der Zunge auf dem Tisch lag ein weiteres Schild, und darauf stand: *lingua.*



Endlich verstand ich: Körperteile. Ein Raum voller Körperteile. Da stand ich, ein kleines Mädchen, und betrachtete alle Details des Körpers. Wir wurden einander vorgestellt: Einzelteile des menschlichen Leibes – dies ist ein kleines Mädchen namens Marie. Kleines Mädchen namens Marie – dies ist der menschliche Leib in all seinen Einzelteilen. Ich verharrte hinter Mutter, hatte immer noch einen Zipfel ihres Kleides in der Hand, aber spähte hinter ihr hervor, um mir das Spektakel anzuschauen.

Nun sprach Curtius: «Urogenitaltrakt. Mit baumelnder Blase. Knochen. Vom Femur im Oberschenkel, dem kräftigsten und größten seiner Art, bis zum Tränenbein im Gesichte, dem kleinsten und zerbrechlichsten.» Er blickte sich um und deutete auf alles, was sich in der Kammer befand. «Hinzu kommen Muskeln, sämtlich beschriftet. Zehn Gruppen vom Haupte, vom *Musculus occipitofrontalis* bis zum *pterygoideus internus*. Zahlreiche Arterienbänder, von der oberen Schilddrüsenarterie bis zur gemeinen Halsschlagader. Sowie Venen: die Kleinhirnvene, die *Vena saphena interior*, die Venen von Milz und Magen, von Herz und Lungen. Und Organe besitze ich! Sie ruhen einzeln auf einem Bett aus rotem Samt oder präsentieren sich gemeinsam mit ihren Nachbarn auf Holzbrettern. Das beeindruckend komplexe Knochenlabyrinth im Ohr. Oder das längliche, dicke Gewölk der Eingeweide, Dünndarm und Dickdarm mit ihren langen, verschlungenen Pfaden.»

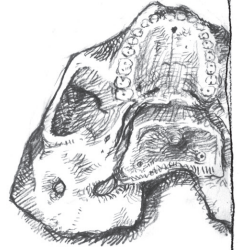
Mutter blickte sich um, man sah ihr an, dass sie sich zunehmend unwohl fühlte. Curtius musste bemerkt haben, wie sie um Fassung rang, denn er beeilte sich nun, hinzuzufügen: «*Ich* habe das alles selbst angefertigt. Selbst angefertigt. Mein Knochenlabyrinth und meine Gallenblase

und meine Ventrikel. Ich habe sie angefertigt. Es sind nur Modelle, also Nachbildungen. Ich wollte nicht ... Ich bin es nicht gewohnt ... Ich bitte um Vergebung. Wofür müsst Ihr mich halten? Glaubt bloß nicht, dass sie ... *echt* sind. Natürlich sehen sie echt aus. Sehen sie nicht echt aus? Bitte sagt Ja! Ihr wisst, dass Ihr Ja sagen müsst. O ja, ganz echt, aber das sind sie nicht. Nein. Auch wenn sie so aussehen. Ja. Denn, wisst Ihr, ich habe sie tatsächlich selbst angefertigt.»

Wir wandten uns ihm zu und sahen ihn an. Die Objekte in dieser Kammer hatten uns dermaßen in Erstaunen versetzt, dass wir es gänzlich versäumt hatten, das wichtigste Objekt von allen zu betrachten: Doktor Curtius im Licht. Curtius war ein junger Mann, wie es nun schien, zumindest jünger als Mutter. Vorhin, als sich seine längliche, schattenhafte Gestalt im Dunkeln bewegt hatte, hatte ich ihn für einen alten Mann gehalten, aber nun sah ich ihn, wie er wirklich war: lang und schlaksig, schüchtern und leidenschaftlich, ein junger Mann, der vor Aufregung schwer atmete. Der mindestens drei Ellen lange, magere Körper in der Ecke seines Ateliers, der weit über uns aufragte, dünne Nasenlöcher, die nun leicht flatterten. Wie er da stand und uns dabei zusah, wie wir sein Werk begutachteten, erkannte man sofort, wie stolz er auf seine Kammer war. Seine Wangen wölbten sich nach innen, nie nach außen, wenn er atmete; sein langes Gesicht zierte eine lange, dünne Nase. Über die Schläfen zogen sich Adern, dicke und dünne. Die riesigen, schlanken Hände hatte der seltsame Mann vor der schmalen Brust gefaltet. Ich glaubte schon, er betete, doch stattdessen begann er zu klatschen. Das Geräusch war nicht laut; aufgeregte, kleine Schläge, wie von einem zufriedenen Kleinkind, das weiß, es gibt gleich etwas zu naschen, ein fröhliches Geräusch, das in dieser Kammer fehl am Platze wirkte. Sein Oberkörper beugte sich über die klatschenden Hände, als habe er einen blassen Vogel gefangen, der dort vor seinem Herzen flatterte, und wolle dafür sorgen, dass er nicht entkomme. «Ich. Ich habe das alles angefertigt. Alles. Aus Wachs. Ganz allein! Und noch viel mehr, dies ist nur ein Bruchteil. Die allermeisten Stücke sind im Spital untergebracht, es kommen viele Besucher, um sie zu sehen.»



• Cerebrum •



• Frontal view of skull •



• Testis •



• Phalanx •



• Metatarsal •



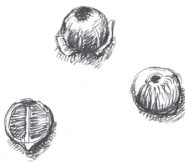
• Ribs •



• Hand •



• Head •



• Grain •

Als Doktor Curtius seine einführenden Worte beendet hatte, wandte ich mich Mutter zu. Ihr Gesicht war ganz blass und verschwitzt. Sie sagte nichts. Wir drei standen schweigend beieinander, bis Curtius – enttäuscht, wie ich glaube – fragte, ob wir nach unserer langen Reise nicht müde seien und uns hinlegen wollten.

«Sehr müde, Herr», sagte sie.

«Also gute Nacht.»

«Entschuldigung, Herr», fügte Mutter hinzu. «Unsere Papiere. Ich nehme an, die solltet Ihr haben.»

«Nein, nein, nicht doch! Bitte, behaltet sie.»

Ich folgte Mutter, die unseren Koffer nach oben trug. Sie schloss die Türe unserer kleinen Kammer hinter uns. Unten hörte man Curtius herumlaufen. Mutter saß lange am Fenster. Sie war so regungslos, dass ich befürchtete, ihr Leiden sei zurückgekehrt. Schließlich half ich ihr ins Bett. Die erste Nacht an diesem neuen Ort taten wir kein Auge zu. Mutter hielt mich fest im Arm, ich hielt Marta fest im Arm. Am Morgen klammerten wir uns noch immer aneinander. Drei kleine, ängstliche Weibsbilder.

Bevor wir nach unten gingen, sagte Mutter zu mir: «Wir beide, du und ich, sind jetzt an ihn gebunden. Verstehst du? Wir müssen alles tun, um es ihm recht zu machen. Wenn er uns entlässt, sind wir verloren. Solange wir bei Doktor Curtius angestellt sind, kommen wir durch. Sei ihm stets zu Diensten, liebe Tochter!»

Als ich einen Zipfel von Mutters Kleid in die Hand nahm, sagte sie leise, traurig: «Nein.»

Mutter nahm die Dinge in die Hand. Wir schrubbten die Fußböden. Mutter kochte. Wir gingen einkaufen auf dem Markt, aber der Markt machte ihr Angst. Die Straßen waren voller Menschen, und nicht nur das. Was man dort feilbot – all das Fleisch, das an Haken hing, zurechtgeschnitten, all die Tiere in Teilen oder komplett zerlegt, die Läufe zusammengebunden, ganze Vögel mit baumelnden Hälsen und blutigen Schnäbeln, die dort hingen wie Meuchelmörder am Galgen, die Augen der Fische und die Fliegen und die fleischigen Hände der Menschen, übersät mit



---

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: [www.chbeck.de](http://www.chbeck.de)